der *Sorimâo*, *Juma*, *Juri*, *Passé*, *Uayupi*, *Irijú*, *Purú* und *Catauuixi*. Die gegenwärtigen Bewohner haben in gegenseitiger Vermischung und im Umgange mit den Weissen ihre Sprachen und übrigen Stammverschiedenheiten aufgegeben. Wir fanden gerade jetzt nur wenige der Einwohner anwesend, indem die Männer grösstentheils auf der Jagd oder zur Bereitung von Schildkröteneierfett abwesend waren. Ueberhaupt hat die Bevölkerung des Oertchens seit längerer Zeit stets abgenommen. Die Blattern, und ganz neuerlich, durch Ueberschwemmung des Sees veranlasste, bösartige Wechselfieber richten von Zeit zu Zeit arge Verheerungen an, denen man ohne ärztliche Hülfe um so eher unterliegt. (Leider ist in der ganzen Provinz Rio Negro kein graduirter Arzt angestellt.) Unter den anwesenden Indianern machte uns der Geistliche mit zweien bekannt, die beide über hundert Jahre alt und dabei noch von unglaublicher Körperkraft und Munterkeit waren. Mit dem Mangel an Reizbarkeit und mit der eigenthümlichen Indolenz dieser Menschenraçe hängt die Eigenschaft zusammen, nur spät zu ergrauen und die Zähne zu verlieren. Selbst im Gange verräth der Indianer sein Alter nicht, da auch jüngere Stammgenossen vorgebückt und mit kleinen Schritten zu gehen pflegen. Die Häuser, oder vielmehr die kleinen, mit Palmblättern gedeckten Lehmhütten, liegen in einer unregelmässigen Reihe längs dem niedrigen Ufer, das nicht mit der hohen, unreinlich verworrenen Vegetation des Amazonas und Solimoês, sondern mit freundlichem Buschwerke, und hie und da mit lichten Grasplätzen bedeckt ist. Nur wer den verdüsternden Eindruck einer solchen endlosen Waldung erfahren hat, kann die Empfindungen von Freiheit und Behaglichkeit theilen, welche sich des Reisenden in dieser neuen Umgebung bemächtigen. Diese lichteren Plätze entstunden nicht durch Abtrieb der Urwaldung, sondern ursprünglich. Der Gesammtausdruck ihrer Vegetation gleicht vollkommen dem der sogenannten *Capoés* (Inseln, von dem Tupiworte *Caâpoam*, eigentlich runder Wald) in Minas. Auch kamen uns unter mehreren eigenthümlichen Gewächsen, (darunter die *Blakea trinervis*, mit ihren prächtigen, rosenartigen Blumen) andere, bereits aus den südlicheren Landen bekannte Pflanzen

entgegen. Das Firmament schien sich wolkenloser, heiterer als bisher über dem bunten Teppich von Wiesenpflanzen und Gebüschen zu verklären. Doch sagt man, die Gegend sey sehr heftigen Donnerwettern unterworfen. Da fast alle Ansiedlungen längs des Amazonas und des Solimoès, die in der Nähe südlicher Beiflüsse liegen, auf ähnliche Weise von Stürmen heimgesucht werden, so dürfte man wohl füglich einen allgemeinen Grund dieser Erscheinung in dem Zusammenkommen von Luftströmen aus verschiedenen Weltgegenden annehmen.

Ausflüge von *Coari* aus waren übrigens beschränkt, weil wir unsere eigene Mannschaft nach den bisherigen Strapatzen ausruhen lassen mussten, und der Geistliche des Ortes die wenigen, gerade anwesenden Indianer nur ungerne zur Begleitung mitgab. Zwei Tage vorher hatte ein sehr grosser Kaiman, der, in der Nähe des Ortes hausend, seit langer Zeit Jedermann bekannt geworden war, den Kahn eines einzeln heimkehrenden Indianers umgeworfen, und diesen gefressen. Wir sahen noch, wie das furchtbare Thier und seine Brut mit dem abgebissenen Kopfe des Unglücklichen spielten, und der ganze Ort war durch dieses schreckliche Schauspiel so sehr in Furcht gesetzt worden, dass wir den Entschluss aufgeben mussten, die Ufer des Sees ringsum im Kahne zu besuchen. *)

---

*) Im Hintergrunde ergiessen sich, ausser dem *Rio Coari* selbst, noch zwei andere, kleinere Flüsse, der *Urucú-Paraná* (Rocou- nach Andern *Oeraaçú-Par.* Grossvogel-Fluss) und der *Uraná*, beide auf der westlichen Seite, hinein. Die Geographie der Gegenden, durch welche sie strömen, ist so viel wie gänzlich unbekannt. Nur Indianer, oder etwa Mulatten, die, nach Salsaparilha und Cacao ausgesendet, kein anderes Interesse kennen, haben diese Flüsse befahren. Der *Coari*, welcher schwarzes Wasser führt, soll dreissig Tage lang aufwärts beschifft werden können, und schon einige Tagereisen südlich vom Solimoès durch Fluren laufen. Indianer, die im *Urucú-Paraná* lange aufwärts schifften, sollen endlich in einen grösseren Strom gekommen seyn, dessen Ufer dieselbe Vegetation wie der Solimoès dargeboten haben. Man vermuthet, diess sey der *Yuruá* gewesen. Eine solche Verbindung, dergleichen auch vom Puruz und Yavary bekannt ist, wird wegen der Niedrigkeit des benachbarten Terrains wahrscheinlich. Uebrigens werden die Ufer des Sees von *Coari* selbst bei Hochwasser des Solimoès nicht weit landeinwärts überschwemmt, da sein Becken, ringsum geschlossen, ausser der Hauptmündung nur durch einen seichten Canal, weiter westlich, mit dem Strome in Verbindung steht.

Wir verliessen *Alvellos*, um nach der *Villa de Ega* zu gelangen, eine Reise, welche stromaufwärts in vier bis fünf Tagfahrten, stromabwärts oft in einer halben, gemacht wird. Der See von *Coarí* lag kaum hinter uns, so stellten sich auch schon wieder Schaaren von Mosquiten ein. Wir mussten uns glücklich schätzen, die Nacht frei von ihnen auf der *Praya dos Sorubims* zubringen zu können. In dieser Gegend erheben sich am Strome die *Costas de Tauána* und *Tauá-Coara*, steile Wände von farbigem und weissem Letten. Seit wir uns im Solimoês befanden, begegneten uns nicht selten mit Erdfarbe aus solchem Letten ausgeführte Malereien der Indianer auf den Thüren der Hütten, auf ihren Kähnen, Rudern und ähnlichen Werkzeugen. Sie sind oft ohne Pinsel, mit dem Finger oder mit einem Stückchen Holz, höchst plump aufgetragen. Allerlei Schnörkel, rohe Figuren von Menschen und Thieren sind die Gegenstände dieser ersten Kunstversuche. Was uns darunter am meisten auffallen musste, war das stete Wiederkehren einer Figur, die unter aller, der Phantasie dieser Naturmenschen erreichbaren, Mannichfaltigkeit ständig blieb. Es ist eine aus mehr oder weniger Bögen bestehende Schneckenlinie innerhalb eines Quadrates, und mit einer Seite desselben in Verbindung. Späterhin bemerkte ich dieselbe Figur auf den Steinplatten am Ufer des Yupurá eingegraben. (Vergl. im Atlas die Tafel: Sculpturen auf Felsen.) Die Bedeutung dieser so allgemein verbreiteten Zeichnung konnte mir von keinem Indianer erklärt werden, und ich möchte darin nur einen Schnörkel erkennen, dessen sie sich, mit dem ihrer Raçe eigenthümlichen Festhalten am Gewohnten, bedienen. Vielleicht ist das Bild von der Figur entlehnt, welche die, durch den Ruderschlag veranlassten, Wirbel längs des Kahnes beschreiben; wenigstens finde ich hier die grösste Aehnlichkeit, und der abwärts gesenkte Blick dieser amphibischen Völker mag wohl von dem überraschenden Spiele des stetsbewegten Elementes gefesselt, und zur Nachahmung bestimmt worden seyn. Die Indianer, welche wir von nun an in den christlichen Niederlassungen oder zerstreut am Ufer des Stromes fanden, bewiesen nicht nur durch solche Versuche in der Malerei auf ihrem

Hausrathe und an den Wänden der Kirchen, sondern auch durch andere Kunstfertigkeiten einen Grad von Bildung und Industrie, der bedeutend gegen die fast thierische Rohheit der Stämme im Süden Brasiliens abstach. Ihre hölzernen Geräthe und Waffen, fein polirt oder bemalt und mit Vogelfedern zierlich geschmückt, ihre Flechtarbeiten und Geschirre — Alles zeigte eine Art von Vollendung, die nur durch ruhigen, gleichsam behaglichen, Fleiss gewonnen werden kann. Auch schien es, als hingen sie an ihrem Besitze nicht blos mit dem Gedanken der Nutzbarkeit, sondern auch mit einer Art von Liebhaberei. Es ward uns oft schwer, sie zu einem Tausche dieser Waffen und Geräthe gegen europäische Artikel zu vermögen. Ganz vorzüglich galt diess von dem Pfeilgifte und von den Blasrohren, woraus sie die durch jenes vergifteten Pfeilchen blasen; Waffen, die wir zuerst in Coarí, von hier an aber überall am Solimoês und an seinen Beiströmen antrafen. Freilich sind diese Gegenstände theilweise nicht ihr eigenes Fabricat, denn das Gift selbst erhalten sie von einigen, mit der Bereitung vertrauten, Völkerschaften am Yupurá und oberen Solimoês, vorzüglich von den Juris, Passés, Miranhas und Tecunas; und die Blasrohre werden ebenfalls, wenigstens zum Theile, von westlichen Nachbarn eingehandelt, so dass ihnen selbst nur die Bereitung der Pfeilchen und der Köcher für dieselben übrig bleibt. Die Geschicklichkeit, womit diese gefährlichen Waffen gehandhabt werden, ist ausserordentlich. *) Ein geübter Schütze fehlt auf fünfzig bis sechzig Gänge

---

*) Das Pfeilgift *Urarí* (so hörten wir es im ganzen Verlaufe unserer Reise nennen, wie einst Ralegh am Orenoco, und weder *Curaré*, wie in spanisch Gujana, noch *Woorara*, *Wurara*, *Wurali*, wie in Surinam) ist der wichtigste Handelsartikel der Indianer. Es wird in kleinen, halbkugeligen, irdenen, schwachgebrannten Geschirren (selten in Calabassen), weit verbreitet, die nur einige Unzen des schwarzen, anfänglich dickflüssigen, dann gänzlich erhärtenden Extractes enthalten, und mit Palmblättern oder einem Stücke des tuchartigen Bastes *Turirí* überbunden sind. Im Tausche geht dieser tödtliche Stoff aus Brasilien und Maynas, von Hand zu Hand, bis zu den entlegenen Stämmen der Quixos und Macas an den Quellen des Napo und Pastaza und jenseits der Cordilleren der Andes in die Provinzen von Esmeraldas und Barbacoas, gegen Osten aber zu den Völkern am untern Rio Negro. Eben so wird er am Orenoco, von

seines Zieles nicht; und die Kraft, womit er das Pfeilchen von sich bläst, ist eben so bewundernswerth, als die Gewandtheit, die er in der Führung des langen, unbehülflichen Blasrohres mitten im Dickicht eines Urwaldes bethätigt. Kleinere Säugthiere und Vögel werden am

---

der Mission Esmeraldas aus verbreitet, wo Hr. v. Humboldt der Bereitung desselben beigewohnt hat. Diejenigen Pflanzen, welche das Hauptingredienz des tödtlichen Extractes liefern, scheinen, wenn auch in einem grossen Verbreitungsbezirke doch nicht gleichmässig vertheilt, sondern sporadisch, vorzukommen; wesshalb die Bereitung des *Urari* nur einzelnen Stämmen oder Horden eigen ist. Ohne schon hier in eine genauere Untersuchung dieser Pflanzen- und Giftarten einzugehen, will ich nur auf die grosse Ausdehnung aufmerksam machen, in welcher die Autochthonen Südamerica's sich einer gleichartigen Jagd- und Kriegswaffe bedienen. Die Wilden der Gujana, eines grossen Theils von Nordbrasilien, Neu-Granada und Peru gebrauchen dieses merkwürdige Pflanzengift; und auch am La Plata ist es bekannt. Garcilasso de la Vega (Hist. de las Ind. II. c. 37.) erwähnt eines dort bereiteten Pfeilgiftes, das jedoch viel schwächer seyn, nur nach drei Tagen sich wirksam zeigen und erst nach achtundzwanzig tödten soll. Die Grenzen, innerhalb welcher diese gefährlichen Waffen geführt werden, weisen, wenn auch nicht auf eine höhere Cultur, doch auf einen eigenthümlichen Gemüthszug und eine von derjenigen verschiedene Gesittung hin, welche man bei den davon ausgeschlossenen Stämmen findet. Ohne Zweifel ging der einst so mächtige und weitverbreitete Stamm der Tupis an Bildung den Wilden vor, welche das *Urari* bereiten oder sich dessen bedienen; die verschiedenen Methoden, die Mandioccawurzel zu Mehl und andern Speisen gut zu machen, verrathen eben so viel, oder vielleicht noch mehr Kenntnisse in der rohsten Chemie; demungeachtet verabscheuten die Tupis, wie viele Andere, Waffen, deren sich auch der Ohnmächtige bedienen kann: sie ziehen solche vor, welche einer rohen und muthigen Kraft zur Handhabung bedürfen. Die Blasrohre (*Esgravatanas*, *Sarbacanas*, in Peru *Zarbatanas*, *Pucunas* in Maynas), deren wir eine grosse Menge von verschiedenen Stämmen eingehandelt, und in der ethnographischen Sammlung zu München niedergelegt haben, unterscheiden sich nur in der Länge, die zwischen acht und zehn Fuss, und in der Dicke, die zwischen drittehalb und anderthalb Zollen am untern Ende wechselt. Wir haben keine andern als solche Blasrohre gefunden, welche aus einem sehr dünnen Palmenschafte verfertigt waren, der wahrscheinlich einer Art der Gattung *Geonoma*, oder vielleicht der *Kunthia*, angehört. Die Palme wächst am obern Rio Negro, am Uaupés und am Yupurá jenseits der Katarakten, und wird bisweilen unverarbeitet zu den andern Stämmen herabgeführt. Wir erhandelten solche Palmenschafte in der Barra do Rio Negro. Der innere Theil, mit einem weichen, von Längsfasern durchzogenen Zellgewebe erfüllt, wird ausgebrannt und die Höhlung geglättet, zu welchem Ende die Indianer gewöhnlich den Schaft der Länge nach in zwei gleiche Hälften spalten. Bei dem Mangel geeigneter Werkzeuge, denn Alles wird mit einem aus Schilfrohr geschnitzten Messer oder mit einer Flussmuschel ausgeführt, ist die Politur der Höhlung eben so bewundernswürdig, als die Geradheit der Waffe, die oft für mehr als ein Menschenalter brauchbar bleibt. Sind die beiden Stücke genau zusammengefügt, so werden sie durch Harz verkittet, und die Oberfläche wird

häufigsten mit dieser Waffe erlegt; doch gebraucht der Indianer seine Esgravatana wohl auch gegen den Tapir oder die Onze. Diejenigen Stämme, welche sich mit vergifteten Pfeilen bekriegen, ziehen dazu die Wurfspiese vor. Die tödtliche Wirksamkeit des Pfeilchens hängt von der Tiefe, in die es eindringt, von dem Alter und dem Feuchtigkeitsgrade des Giftes, und von dem Orte der Verwundung ab. Je entschiedener das *Urari* mit dem Blute des Wildes in Berührung gekommen, desto sicherer und schneller tritt die tödtliche Wirkung ein. Ich habe Ochsen vier Minuten nach dem Schusse erzittern, umfallen, und mit dem Tode ringen sehen, während in andern Fällen ein Affe oder ein Pecari, minder tödtlich getroffen, der Wirkung des Giftes dreimal so lange widerstanden. Allgemein verbreitet unter den Indianern ist der Glaube, dass das durch *Urari* getödtete Wildpret gesünder sey, als jedes andere; dass es einen eigenthümlichen Wohlgeschmack habe, davon konnten wir uns täglich überzeugen, da es niemals an Hoccos,

---

mit der schwarzen, bandartiggetheilten Rinde eines Schlingstrauches eng und zierlich umwickelt. Endlich fügt der indianische Künstler am Untertheile ein dickeres Mundstück von glattem rothen Holze an. Die Pfeilchen, welche aus diesem Rohre abgeblasen werden, sind kaum einen Fuss lang, von einem weissen, leichten, selten von schwerem, schwarzen Palmen-Holze, und mehr oder minder genau zugerundet. An die Spitze ist das tödtliche Gift auf eines Zolls Länge aufgetragen, und zwar um so dünner und sorgfältiger, je höher es den Einzelnen zu stehen kommt. Bei den Stämmen, welche das *Urari* selbst bereiten, werden ganze Bündel der Pfeilchen auf einmal in das eben fertige, noch flüssige Extract getaucht, und an der Sonne getrocknet; diejenigen Indianer dagegen, welche es aus der Ferne erhalten, weichen es mit Wasser und dem Saft der kleinen, sauren Limonie auf, und tragen es, mittelst einer Feder, in dünner Schichte auf die Spitze der Pfeilchen. Die Köcher sind bald aus Flechtwerk gemacht und mit Pech oder Firniss überzogen, bald aus einem sehr schönen rothen Holze mit grossem Fleisse so zierlich ausgearbeitet, als wären sie das Werk eines Kunstdrechslers. Solche Köcher sind eines der Abzeichen, wodurch sich die verschiedenen Stämme unterscheiden. Selten trägt der Indianer einen grossen Vorrath fertiger Pfeilchen mit sich herum, sondern er bereitet erst, ehe er auf die Jagd geht, die muthmasslich nothwendige Zahl vor, indem er den unteren Theil mit etwas Wolle von der Samaúma oder vom Baumwollenstrauche umwickelt. Diess dient, die Röhre auszufüllen, damit das Pfeilchen mit der vollen Kraft des blasenden Jägers fortgetrieben werde. Das Gewicht des Pfeilchens wird, nach jedesmaligem Ermessen, durch etwas feuchten Thon vermehrt, den der Indianer in dem Stirnbeine eines kleinen Säugthieres bei sich führt, und vor dem Schusse am Untertheile befestiget. Dieser Theil des Jagdgeräthes hängt, sowie der Beutel aus *Turiri*-Bast für die Wolle, am Köcher, der um den Hals befestigt getragen wird.

Papageien und Schweinen fehlte, die unsere Jäger in die Küche lieferten. Der schnelle Tod und die specifische Wirkung auf die gesammte Blutmasse bringt vielleicht eine ähnliche Veränderung im Geschmacke hervor, als unsere Köche dem Fleische noch lebender Thiere durch das Eingiessen von siedendem Essig ertheilen.

Der Strom ist in diesen Gegenden mit kleineren und grösseren Inseln durchsäet, auf denen die eigenthümliche Vegetation der Gebüsche von Oirana, Salix Humboldtiana, Myrten, Cecropia, von mancherlei Schlingpflanzen durchflochten, wiederkehrt. Haufen der Stachelpalme Jauarí wechseln mit den einzeln stehenden Schaften der schlanken Assaipalme, und verleihen der Landschaft den Charakter einer üppigen Tropennatur. Wir fuhren am südlichen Ufer aufwärts, gewöhnlich in seichteren Canälen, während der Hauptstrom (*Mai do Rio*) sich in der Mitte zwischen Inseln hält. Die ganze Breite des Stromes mag im Durchschnitte eine bis anderthalb Stunden betragen. Auf der Nordseite mündet hier der *Copeyá* in den Strom, vormals für die dritte Mündung des Yupurá gehalten, eigentlich aber ein Entleerungscanal des *Lago de Amaná* welcher zwar mit jenem Flusse in Verbindung steht, aber ein selbstständiges Wasserbecken ist. Während wir durch den Canal von *Araúana-hy* (Wasser des Fisches Araúana), am südlichen Ufer, weiter schifften, ward ein Boot an jene Mündung abgesendet, um Fische zu fangen, die jetzt, mit allmäliger Zunahme der Gewässer, im Solimoês seltener zu werden anfingen. Es kam uns am folgenden Tage mit einer Ladung der mannichfaltigsten Fische nach. Während der Hochwasser wird die Fischerei im ganzen Gebiete des Amazonenstromes nicht in ihm selbst, sondern nur in den Beiflüssen und Seen getrieben, wohin sich dann die meisten Fische in regelmässigen Zügen begeben. Gegenwärtig lieferte der Strom hie und da noch Schildkröteneier, besonders auf der *Praya de Camara-Coarí*, am nördlichen Ufer, wo wir die königliche Fahne wehen, und viele Menschen beschäftigt sahen. Wo einzelne Haufen der kleinen Schildkröten aus dem Sande hervorkrochen, hatten sich ganze Schaaren von Störchen und

Geiern versammelt. Weiter aufwärts an dem südlichen Gestade fanden wir ausgedehnte wilde Cacaowäldchen, die sich durch dunkles Grün, gleichmässige Höhe und Astverbreitung schon aus der Ferne ankündigen. Hier sollen ehemals die *Curuzicaris* oder *Corosirares* gehaust haben, ein Stamm, von dessen Anzahl und Geschicklichkeit, besonders in der Verfertigung irdener Geschirre, Acunna und sein Umschreiber Pagan ausführlich reden. Wir fanden kaum eine oder zwei Hütten im Walde, von zahmen aber nomadischen Indianern bewohnt, und nur der Name *Uara-tapera* (verlassener Herren Ort), so wie die Gegenwart der Cacaobäume, die sich gerne in der Nähe ehemaliger Wohnsitze ansäen, schien daran zu erinnern, dass es hier ehemals eine grössere Bevölkerung gegeben habe. *) Wenn aber auch alle diese Indianer spurlos

*) Die Namen der Völkerschaften, welche Acunna uns hinterlassen hat, scheinen grossentheils unrichtig aufgezeichnet zu seyn, und sind oft eben so wenig zu enträthseln, als seine Angaben von der Grösse der Bevölkerung mit der Wahrheit übereinstimmen möchten. Die Hütten dieser *Curuzicaris* sollen i. J. 1639, dem Jahre von P. Texeira's Expedition, meilenweit in ununterbrochener Reihe am Strome gestanden haben, und dennoch war die Zahl der Indianer längs dem Strome 1709. so geringe, dass Pater Fritz seine geistlichen Werbungen von Maynas aus bis hierher ausdehnen musste, um einige hundert Katechumenen zu erhalten! Die übertriebenen Angaben Acunna's rücksichtlich der Bevölkerung sind nicht geeignet, eine günstige Meinung von seiner Glaubwürdigkeit zu erwecken. Ueberdiess war er, wenn auch vielleicht mit der (peruvianischen) Quichuasprache, doch schwerlich mit der (brasilianischen) Tupisprache vertraut. Seine *Curuzicaris* waren vielleicht nur eine Horde der Tupinambazes, denn offenbar ist das Wort aus *Coaracy* (Sonne) und *Jára* oder *Uára* (Herr, Mann, also Sonnen-Männer) zusammengesetzt. Ich habe bereits S. 1097. darauf aufmerksam gemacht, dass die Endungen der Völkernamen in *Uara* oder *Ares* (Herren, freie Männer) auf Hordenunterschiede der Tupis hinweisen. Dass die von Acunna gebrauchte Endung *Aris* dasselbe bedeute, geht aus seinen eigenen Worten hervor, da er (Cap. 58.) die Gold grabenden Indianer *Yuma-Guaris* (eigentlich *Itá*, Stein, *juba*, glänzend, *uára*, d. i. Metall-Männer) nennt. Sehr viele Namen auf den ältern, nach Acunna's Bericht gefertigten, Karten, wie z. B. de l'Isles vom J. 1717: *Cachiguaras*, *Curigu-eres*, *Cumay-aris*, *Guacui-aris*, *Guac-aras*, *Yacuma-aras*, *Cuchiu-uaras*, *Agua-yras*, *Canisi-uras*, *Paca-jares*, sind ohne Zweifel ähnlicher Abkunft, und entweder die Distinctiva einzelner Tupihorden, oder die Namen, womit die Dollmetscher in der Tupisprache von ihnen unterschiedene Völker oder Horden bezeichneten. Ganz ähnlich sind die Zusammensetzungen mit *Aba* oder *Ava*, Nation. (Vergl. S. 1150. Note.) Dass die Indianer ihre Horden und Familien nach allerlei Thieren, Pflanzen u. s. f. unterscheiden, ist bekannt; so also: *Pacajares*, Paca-Indianer, *Yacuma-ares* Ruder-Indianer, *Nhenga-iba* (statt aba) Sprach-Männer, d. h. solche, die dieselbe Sprache (*Nhenga*) sprechen. Die Endung *Aba* oder *Aua* wurde von einem spanischen Schriftsteller leicht in *Aguas* verändert.

verschwunden sind, trifft doch noch zu, was Acunna von der Landschaft selbst sagt: südlich vom Strome erhebt sie sich, und zeigt einen röthlichen Sandstein, oder die steilen Lettenufer, welche wir bereits aufgeführt haben, und weiter westlich die von *Tabatinga* (weisser Thon) und *Mutum-Coara* (Ort der Hoccos). Die Nordküste, *Carapanatüva*, ist niedriger. Die steil abgerissenen Ufer von *Mutum-Coara* erheben sich auf vierzig bis fünfzig Fuss, und sollen landeinwärts in eine hügelichte hohe Gegend ansteigen, die nicht mit Wald, sondern mit Flurvegetation bedeckt ist. Auf diesen Campos soll die Expedition des Orellana grosse Säugthiere weidend gefunden haben, die den eingebornen Indianern unbekannt, und ohne Zweifel von Perû hierher eingewandert waren. (Herrera, Decad. VI. p. 195. Condam. Relat. p. 92.). Neuerlich hat Niemand diese Thiere gesehen; aber bei dem Mangel anderer bedeutsamer Traditionen unter den Indianern ist die Kunde davon noch nicht verschollen. Das europäische Rindvieh hat sich mit einer fast unglaublichen Leichtigkeit in den grasreichen Ebenen Südamerica's, sowohl im Süden als im Norden des Aequators, ausgebreitet. Wenn wir Indianer, welche weite Züge unternommen hatten, ausfragten, so erwähnten sie der natürlichen Weiden fast niemals, ohne auch von wildem Rindvieh zu sprechen, das darauf weidete. So hat es sich von den Missionen von Paraguay und aus den Provinzen Moxos und Chiquitos in die Fluren verlaufen, welche hie und da zwischen den Quellen des Yavary, des Coarí und des Juruena vorkommen; aus den Campos am Rio Branco verliert es sich zuweilen über das Gebiet der Gebirge von Parimé, und in den Sawannen nördlich von Macapá hat man Stiere erlegt, welche Brandmarken trugen, und vielleicht vom Essequebo oder aus den Missionen der catalonischen Mönche am obern Carony dahin gerathen waren. — Zwei Tagereisen, in denen wir etwa zwölf Legoas zurückgelegt hatten, brachten uns an die Mündung des kleinen Flusses *Catuá* oder *Catual*, mit welchem Namen mehrere alte Karten den Coarí bezeichnet haben. Das Terrain erschien hier niedriger, ungleich, und mit dichter Waldung bedeckt, aus der sich hie und da ein ungeheuerer Samaúmabaum erhebt. Weniger die natürlichen

Pflanzungen von Cacao und Salsaparilha, als der Reichthum von Fischen in diesem Flüsschen, in den westlicher gelegenen *Camuçuá* und *Cajamé* und in dem *Jitica-parana* (Batatenfluss; eigentlich ist es ein See) veranlasst die nomadischen *Muras*, in diesen Gegenden Standquartier zu machen. Wir waren vor ihren Ueberfällen und Räubereien gewarnt worden, und stellten daher während der Nacht Wachen aus, wurden jedoch nur von den Schnacken beunruhigt. An dem *Jitica-parana* war eine Feitoria für den Fang des Lamantins errichtet worden, die eben jetzt, mit Zunahme des Gewässers, von Ega aus bezogen werden sollte. Der Solimoês vertheilt sich in dieser Gegend zwischen zahllose Inseln, und nimmt mehr als eine Legoa in der Breite ein. Wahrhaft grossartig ist die Ansicht des ungeheueren Flusses: ein Labyrinth gewaltiger Wasserströme, die sich, bald sanft bald stärker fliessend, zwischen das saftiggrüne Dickicht ergiessen, über welches die wallenden Wipfel der Assaipalmen oder schlanke Ambaúvastämme mit ihrem weissschimmernden Laube oder riesenhafte Wollbäume hervorragen. Wir steuerten in dem südlichsten Stromarme aufwärts. Am 25. November hatten wir endlich die Mündung des *Rio Teffé* erreicht. Sie eröffnet sich, gegen Ost von einem steilen Lettenufer, gegen West von einer niedrigen Insel begrenzt, um dem Blick eine grossartige Aussicht auf ein breites Wasserbecken zu gewähren, in welches sich der Fluss *Teffé* hier ausbreitet. Der majestätisch stille See, mit seinen reinlich weissen Sandufern, und weiter landeinwärts von einem üppigen Urwald umgeben, dessen domartig gewölbte Bäume ruhig in den blauen Aether aufragten, machte einen höchsterfreulichen Eindruck. Kaum aber hatten wir unsern Lauf hinein gerichtet, so zog uns ein Schauspiel ganz anderer Art an. Das ruhige, schwarze Gewässer des Sees war von zahllosen Krokodilen bewohnt, welche wie eine Familie friedsam neben einander zu wohnen schienen. Es waren darunter die grössten Thiere, welche wir bis jetzt gesehen hatten: von zwanzig und mehr Fuss Länge. Viele lagen bewegungslos im Wasser, andere schwammen im Kreise herum oder auf uns zu, und schienen durch unser Fahrzeug nicht erschreckt, vielmehr gereizt. Eines der grössten näherte sich uns in gerader Linie und so

entschieden, dass ein Indianer im Vordertheile befürchtete, es wolle versuchen, heraufzusteigen. Er schlug daher mit einem Stocke darnach, allein das Unthier liess sich nicht irre machen, schnappte nach der ausgestreckten Hand und erwischte sie, doch glücklicher Weise nur mit einem Zahne, so dass es Nagel und Fleisch von einem Fingergliede abreissen konnte. Erst nach einigen Flintenschüssen auf den dicken, einer Baumborke ähnlichen, Panzer stand es von seiner Verfolgung ab, ohne jedoch verwundet worden zu seyn. Wir setzten inzwischen den Weg nach der, etwa zwei Legoas von der Mündung entfernten, *Villa de Ega* fort. Seit wir Coarí verlassen hatten, war jeder Abend durch ein heftiges Gewitter bezeichnet gewesen, und auch jetzt überzog sich plötzlich der Himmel, ein gewaltiger Westwind wühlte den See auf, und zwang uns, mit eingezogenem Segel dem Wellendrange zu folgen, der alsbald so heftig ward, dass wir in grösster Gefahr schwebten, umgeworfen zu werden. Wir liessen daher das Fahrzeug an eine dichtbewaldete Landspitze treiben, wo es auf so hohen Wogen anlangte, dass wir nicht im Sande des Ufers, sondern auf den ausgebreiteten Aesten eines niedrigen Baumes Grund fanden, die der Sturm in demselben Augenblicke über das Wasser hingebeugt hatte. So waren wir denn in der Luft aufgehangen; und nur der vereinten Anstrengung der Mannschaft, welche über Bord sprang, gelang es, den Kahn mit Stricken gegen den wüthenden Andrang der Wellen an dem Baume so lange zu befestigen, bis der Sturm vorüber war, und wir ihn, durch Abhauen der stärksten Aeste, seinem Elemente wiedergeben konnten. Wir übernachteten an dieser Stelle, und erreichten am nächsten Morgen das Ziel unserer Reise, wo wir auch schon den Sergeanten mit unserm grossen Fahrzeuge antrafen.

Die *Villa de Ega*, von den Indianern *Teffé* genannt, liegt am östlichen Ufer der seeartigen Ausdehnung des *Rio Teffé* gerade da, wo diese ihre grösste Breite, von einer deutschen Meile, erreicht hat. Ein kleiner, aus dem Festlande von Osten herkommender, Bach bewässert die Niederung, wodurch das amphitheatralisch ansteigende